

PLUM SYKES  
Park Avenue Prinzessinnen

## Buch

Sie ist reich, extrem hübsch und unglaublich verwöhnt: Julie Bergdorf. Als Erbin der mächtigsten New Yorker Kaufhausdynastie kann sie sich alles erlauben – und sie erlaubt sich alles: Champagner, Brillanten und die richtige Haarfarbe. Das und die glamourösesten Partys sind die richtungweisenden Größen in ihrem Leben und dem ihrer Freundinnen. Und so ein Leben als »P.A.P.« (Park-Avenue-Prinzessin) ist ganz schön anstrengend: alle 13 Tage die richtige Blondierung beim richtigen Frisör, der perfekte Teint aus dem »Portofino Tanning Salon« (nicht zu dunkel, nicht zu hell), schmerzhaftes Bikini-Enthaarungen, das Ergattern von Einladungen zum Sonderverkauf bei Hermès und Chanel, exzessives Bellini-Trinken auf Benefiz-Veranstaltungen und exklusiven Partys – und natürlich die Jagd nach dem richtigen Verlobten. Dieser Wunsch treibt auch Julies beste Freundin um, eine junge Britin, die extra aus diesem Grund von England nach New York gezogen ist. Obwohl ihre Mutter sie fast täglich in qualvollen Telefonaten bekniert, sie möge doch den Earl des nachbarlichen Anwesens erhören, kommt für sie nur ein echter New Yorker infrage. Und tatsächlich: Auf einer der vielen Partys gelingt es ihr, sich den angesagtesten Mann Manhattans zu angeln, einen berühmten Fotografen. Schnell ist man verlobt. Doch dann wird es schwierig: Denn der Ehemann in spe lässt sie nicht nur viel zu lange auf den ersehnten Verlobungsring warten, sondern macht sich auch selbst immer rarer ...

## Autorin

Plum Sykes ist Britin und lebt seit ein paar Jahren in New York, wo sie zunächst mit ihrer Vogue-Kolumne »Fashion Fiction« Furore machte, später dann mit ihrem Debütroman »Park Avenue Prinzessinnen«. Sie ist die erfolgreichste Modejournalistin Amerikas und »jene Bestsellerautorin, die gerade die Geheimnisse reicher New Yorkerinnen ausgeplaudert hat und dabei zum Star geworden ist. Ihre Rehaugen, ihr britischer Zicken-Akzent, die Supermodel-Beine, die nur in einer Stretchlimousine Platz finden, das Oxfordstudium: eine bestrickende Kombination.« *Süddeutsche Zeitung*

Ein weiterer Roman von Plum Sykes ist bei Goldmann in Vorbereitung.

Plum Sykes

---

Park Avenue  
Prinzessinnen

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Martina Tichy  
und Stefanie Retterbush

**GOLDMANN**

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel  
»Bergdorf Blondes«  
bei Hyperion, New York.

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

Einmalige Sonderausgabe Februar 2007  
Copyright © der Originalausgabe 2004 by Plum Sykes  
All rights reserved including the rights  
of reproduction in whole or in part in any form.  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagillustration: Natascha Römer/Agentur Die Kleinert  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-46368-8

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

# 1. Kapitel

Bergdorf-Blondinen sind so was von angesagt, wissen Sie, ganz New York ist verrückt nach ihnen. Einfach jede möchte eine sein, aber genau genommen ist es *très* kompliziert. Haben Sie eine Ahnung, welcher Hingabe es bedarf, so ein umwerfend schönes, flachsblondes, dermatologisch perfektes New Yorker Supergirl mit einem Leben wie aus dem Märchen zu sein? Ehrlich, dafür braucht es eine ähnliche Entschlossenheit, als *wolle man*, sagen wir, Hebräisch lernen oder mit dem Rauchen aufhören.

Allein die Haarfarbe richtig hinzukriegen ist schon mal mörderschwer. Angefangen hat alles mit meiner besten Freundin, Julie Bergdorf. Sie ist das ultimative New Yorker Glamour-Girl – seit dünne, blonde Kaufhaus-Erbinnen hier das Angestagteste überhaupt sind. Irgendjemand hat mitgekriegt, dass sie sich seit der Highschool die Haare immer von Ariette bei Bergdorf färben lässt, das hat sie wohl ihrer persönlichen Einkäuferin bei Calvin Klein erzählt, und die hat es dann all ihren Kundinnen gesteckt. Wie dem auch sei, in gewissen Kreisen kursierten Gerüchte, Julie ließe sich ihre Blondierung exakt alle dreizehn Tage auffrischen, und plötzlich wollten alle Dreizehn-Tages-Blondinen sein. Das Haar darf auf keinen Fall einen Gelbstich haben, es muss beinahe weiß sein, so wie das Haar von Carolyn Bessette Kennedy. Sie ist *die* Ikone, die Haargöttin schlechthin. Was das kostet – reden wir nicht darüber. Ariette bekommt ungefähr 450 Dollar pro Highlight, wenn

man überhaupt einen Termin bei ihr bekommt, was eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Über Bergdorf-Blondinen wird zwangsläufig eine Menge geklatscht und getratscht. Jedes Mal, wenn man ein Magazin oder eine Zeitung aufschlägt, stößt man auf einen Artikel über das neueste Liebesdrama oder den aktuellen Modewahn (momentan sind es Fransenkleider von Missoni) einer BB. Aber manchmal ist der Klatsch auch die bei weitem verlässlichste Informationsquelle über einen selbst und all seine Freunde, vor allem in Manhattan. Ich sage immer, warum mir selbst vertrauen, wenn *moi* auf diesem Wege die ganze Wahrheit über *moi* erfahren kann?

Wie dem auch sei, wenn man dem Gerede der Leute glaubt, bin ich eine echte kleine Champagnerperle von einem Stadtmädel – New York ist die einzige Stadt, die Wert darauf legt, dass dort Mädels leben – und führe das perfekte Party-Girl-Leben, gesetzt den Fall, man sieht das als perfektes Leben an. Ich würde das sonst keiner Menschenseele sagen, aber manchmal schaue ich vor einer dieser Partys in den Spiegel und entdeckte jemanden, der aussieht, als sei er geradewegs einem Film wie *Fargo* entsprungen. Ich habe mal gehört, alle Mädels in Manhattan litten unter solchen Erschöpfungszuständen. Aber zugeben würden die das nie. Julie kriegt die *Fargos* immer so schlimm, dass sie es nie schafft, ihr Appartement im *The Pierre* rechtzeitig zu verlassen, wenn sie mal pünktlich sein müsste.

Alle denken, das Party-Girl-Leben sei das beste Leben, das man hier führen kann. Tatsächlich ist es aber, vor allem in Kombination mit einem Job, unheimlich kräftezehrend. Aber das traut sich niemand zu sagen, schließlich will man nicht undankbar erscheinen. Die Leute in New York sagen immer nur »Alles wunderbar!«, selbst wenn sie Pillen gegen ihre Depressionen schlucken. Aber es hat auch seine Vorteile. Zum Beispiel muss man für wichtige Sachen wie Maniküre oder Pedi-

küre, Highlights oder Räumungsverkäufe nie auch nur einen Cent bezahlen. Der Nachteil ist, dass diese kleinen Gefälligkeiten einem manchmal das gesellschaftliche Leben zur Hölle machen können – glauben Sie mir, wenn Sie der Tochter Ihres Dermatologen bei der nächsten Modenschau von Prada keinen Platz in der ersten Reihe besorgen, dann klingelt Tag und Nacht das Telefon.

So war ich letzten Dienstag im Stadthaus meiner Freundin Mimi an der Ecke Sixty-third und Madison, wo sie ihre »supilässige Babyparty« feierte. »Nur wir Mädels, ganz unter uns«, wie sie sagte. Es gab drei Bedienungen pro Gast, von Hand gefertigte rosa Kekse von der Patisserie Payard auf der Lexington und Babystiefelchen aus Schokolade von Fauchon. Das Ganze war ungefähr so lässig wie die Amtseinführung des Präsidenten. Niemand aß auch nur einen einzigen Krümel, was bei Babypartys in der Upper East Side zum Standard-Protokoll gehört. Ich kam gerade zur Tür herein, da klingelte mein Handy.

»Hallo?«, sagte ich.

»Du brauchst dringend Highlights«, kreischte eine verzweifelte Stimme. Es war George, mein Friseur. Zu George gehe ich, wenn ich keinen Termin bei Ariette bekomme, also praktisch immer, weil die eigentlich ständig mit Julies Terminen ausgebucht ist.

»Bist du in Arizona?«, fragte ich. (Hier sagen alle »Arizona« statt »Entzug«. Viele New Yorker Friseure sind beinahe jeden Monat in Arizona.)

»Gerade zurückgekommen«, antwortete er. »Wenn du nicht bald auf Blond umsteigst, wirst du ein sehr einsames Mädchen«, fuhr George mit Tränen in der Stimme fort.

Auch wenn man annehmen könnte, George als Friseur müsste es doch eigentlich wissen, erklärte ich ihm noch mal, dass Brünette wie ich nicht auf Blond umsteigen können.

»In New York schon«, erwiderte er erstickt.

Es endete damit, dass ich die Zeremonie des Geschenkeauspackens verpasste, weil ich in Mimis Bibliothek saß und mit George über verschiedene Suchttypen diskutierte und all die Einzeiler zu hören bekam, die er beim Entzug aufgeschnappt hatte, wie zum Beispiel »Sag, was du meinst, und meine, was du sagst, aber sei nicht gemein, wenn du es sagst.« Jedes Mal, wenn George einen Entzug macht, klingt er hinterher etwas mehr wie der Dalai Lama. Ich persönlich bin der Meinung, wenn Friseure schon tiefsinnige Einsichten zum Besten geben, dann sollten sie sich dabei auf das Thema Haare beschränken. Wie dem auch sei, niemand fand Georges Verhalten seltsam, weil jeder bei gesellschaftlichen Ereignissen Anrufe von seinen Beauty-Experten entgegennimmt. Glücklicherweise war ich nicht dabei, als Mimi mein Geschenk auspackte, eine Komplettausgabe der Werke von Beatrix Potter. Sie ist beinahe ausgeflippt, weil das mehr Bücher waren, als sie je in ihrem Leben gelesen hatte. Jetzt ist mir auch klar, warum die meisten Mädels bei solchen Partys Bbymode von Bonpoint verschenken und nicht irgendwelche fragwürdige Literatur.

Manchmal fressen Friseure und ihre Süchte und die Partys und die Räumungsverkäufe so viel Zeit, dass es schon in Arbeit ausartet und man sich nicht mehr auf seinen richtigen Job konzentrieren kann. (Und ich habe tatsächlich an einen richtigen Job zu denken – mehr dazu später.) Aber so ist es nun mal in Manhattan. Es fängt ganz langsam an, und ehe man sich's versieht, ist man jeden Abend unterwegs, arbeitet wie eine Verrückte und rupft sich heimlich mit Wachs die Haare aus der Nase wie alle anderen auch. Und dann dauert es nicht mehr lange, bis man überzeugt ist, ohne Nasenhaare ausrupfen würde die Welt untergehen.

Ehe ich den übrigen Klatsch von Mimis Party zum Besten gebe, hier noch ein paar meiner Charakterzüge, die Sie vielleicht interessieren könnten:

1. Fließend Französisch, mit Aussetzern. Ich bin ganz groß bei Wörtern wie *moi* und *très*, mit denen man als Mädels eigentlich überall durchkommt. Ein paar unfreundliche Zeitgenossen haben mir klar machen wollen, deswegen spräche ich ja nicht gleich fließend, aber da kann ich nur sagen, na, umso besser, denn wenn ich wirklich *perfekt* fließend Französisch spräche, dann würde mich niemand mehr mögen, weil niemand perfekte Mädels mag, oder?
2. Immer um das Wohlergehen anderer besorgt. Wenn einem zum Beispiel ein zuvorkommender Milliardär einen Flug von New York nach Paris in seinem PJ (das ist die New Yorker Abkürzung für Privatjet) anbietet, dann ist man moralisch dazu verpflichtet, ja zu sagen – denn das bedeutet schließlich, dass die Person, neben der man auf dem Linienflug gesessen hätte, jetzt zwei Sitze für sich alleine zur Verfügung hat, und das ist für die doch der pure Luxus. Und wenn man im PJ müde wird, kann man sich im Schlafzimmer ein bisschen hinlegen, wohingegen ich, so gründlich ich auch schon danach gesucht habe, auf einer American Airlines 767 noch nie ein Schlafzimmer entdecken konnte. Wenn es um das Wohl anderer geht, sage ich, nimm immer den Privatjet.
3. Tolerant. Wenn ein Mädels die Manolo-Blahnik-Stilettos der vergangenen Saison trägt, kündige ich ihr nicht automatisch die Freundschaft. Ich meine, man weiß ja nie, ob es im Grunde nicht eine wirklich super-nette Person ist, die da in diesen Schuhen mit abgelaufenem Haltbarkeitsdatum rumstöckelt. (Manche Mädels in New York sind so unbarmherzig, die reden mit keiner, die nicht die Schuhe der kommenden Saison trägt – und das ist ja nun doch ein bisschen viel verlangt.)
4. Gesunder Menschenverstand. Damit bin ich reich gesegnet. Man muss einfach wissen, an welchen Tagen es eine totale Verschwendung wäre, sich zu schminken.

5. Magister in Englischer Literatur. Kein Mensch kann es fassen, dass ein Mädels, das so verrückt ist nach Chloé-Jeans wie ich, in Princeton studiert hat, aber als ich es einem der Mädels bei der Babyparty erzählt habe, zirpte die: »O mein Gott! Elite-Uni! Dann bist du ja so was wie ein weiblicher Stephen Hawking.« Also, jemand mit so viel Hirn wäre nie im Leben so bescheuert, 325 Dollar für eine Jeans von Chloé hinzublättern, aber ich kann einfach nicht anders, wie die meisten New Yorker Mädels. Ich kann es mir leisten, 325 Dollar für eine Chloé-Jeans auszugeben, weil der oben erwähnte Job darin besteht, Artikel für ein Modemagazin zu verfassen, in dem regelmäßig behauptet wird, 325 Dollar für eine Jeans auszugeben mache uns Frauen unbeschreiblich glücklich. (Ich habe alle anderen Jeans ausprobiert – Rogan, Seven, Earl, Juicy, Blue Cult –, aber ich kehre immer wieder zum Klassiker zurück, Chloé. Die macht einfach was mit deinem Hintern, was die anderen nicht schaffen.) Was mir außerdem bei der Finanzierung meiner Sucht hilft, ist, wenn ich um die Miete für mein Appartement in der Perry Street herumkomme. Das passiert des Öfteren, denn mein Vermieter hat anscheinend nichts dagegen, anders auf seine Kosten zu kommen. Wenn ich ihn beispielsweise auf einen dreifachen Espresso zu mir einlade, mindert er meine Miete um über 100 Prozent. Ich sage immer, spare in der Zeit, so hast du in der Not, was eigentlich ein blödes Klischee ist, das die Briten im Krieg aufgebracht haben, damit die Kinder ihr Vollkornbrot aßen – aber wenn ich das sage, dann meine ich damit, spar dir das Geld für die dämliche Miete, dann kannst du es für Chloé-Jeans zum Fenster rausschmeißen.
6. Pünktlich. Ich stehe jeden Morgen um 10.30 Uhr auf, und keine Minute früher.
7. Knauserig. Man kann auch sparsam sein, wenn man einen

teuren Geschmack hat. Bitte verraten Sie das keiner Menschenseele, denn manche Mädels macht das furchtbar neidisch, aber ich muss kaum eins meiner Kleidungsstücke bezahlen. Es ist so: New Yorker Modedesigner verschenken für ihr Leben gerne Klamotten. Manchmal frage ich mich, ob Modedesigner, die ich persönlich für Genies halte, in Wirklichkeit Vollidioten sind, was viele gemeine Menschen immer behaupten. Ist es nicht ziemlich dämlich, Sachen einfach zu verschenken, wenn man sie genauso gut für teures Geld verkaufen könnte? Aber irgendwie müssen hinter dieser besonderen Art der Dämlichkeit extrem kluge Köpfe stecken, denn die Leute vom Typ Modedesigner besitzen anscheinend allesamt mindestens vier Häuser mit exklusiver Einrichtung (auf St. Barth, in Aspen, Biarritz, Paris), wohingegen all die klugen Menschen mit normalen Jobs, die Sachen gegen Geld verkaufen, allesamt höchstens ein spärlich möbliertes Häuschen ihr Eigen nennen. Ich bleibe also bei meiner Meinung, dass Modedesigner Genies sind, denn man muss schon ein Genie sein, um mit dem Verschenken teurer Sachen Geld zu verdienen.

Alles in allem kann ich ruhigen Gewissens behaupten, dass mein Wertesystem intakt ist, trotz der vielen Versuchungen, die New York so bietet und die aus manchen Mädels leider verwöhnte kleine Prinzessinnen gemacht haben.

\*

Wo wir gerade bei Prinzessinnen sind: Auf Mimis Babyparty tummelte sich die Park-Avenue-Version davon. Alle waren da, bis auf Julie – seltsamerweise –, die größte Prinzessin von allen. Die schicksten Mädchen trugen allesamt den 325-Dollar-Chloé-Jeans-Look. Sie sahen unbeschreiblich glücklich aus. Und dann war da noch ein anderes Grüppchen, die alle

den Harry-Winston-Diamantverlobungsring-Look trugen, und da kann ich nur sagen, da ist übergücklich noch untertrieben. Jolene Morgan, Cari Phillips (die den größten Ring trug, aber den hatte sie schließlich auch zum Freundschaftspreis bekommen, weil ihre Mutter eine geborene Winston war) und K.K. Adams gehörten zu dieser Gruppe. Sie sonderten sich ziemlich bald von der eigentlichen Party ab und hielten ein Verlobungsring-Gipfeltreffen in Mimis Schlafzimmer ab, das so riesig ist, dass man ein halbes Studentenwohnheim darin unterbringen könnte. Und alles mit taubengrauem Chintz gepolstert, sogar die Innenseiten ihrer Schränke. Als ich den armen George endlich genügend aufgebaut und wieder aus der Leitung hatte, ging ich zu ihnen. Jolene – kurvenreich und blond und blass und eine Verehrerin von Sophie Dahl, weil die angeblich noch nie auch nur einen Zeh in die Sonne gehalten hat – war schon zwei Mal verlobt. Ich fragte nach, wie sie sich sicher sein konnte, diesmal den Richtigen erwischt zu haben.

»Oh, babyleicht! Ich habe eine neue, bombensichere Methode. Wenn du einen Mann nach den gleichen Kriterien suchst wie eine Handtasche, dann findest du unter Garantie einen, der perfekt zu dir passt«, erklärte sie.

Jolenes Theorie besagt, dass Männer eine ganze Menge wunderbarer Dinge mit Handtaschen gemeinsam haben, wie beispielsweise die Tatsache, dass es für die besten eine Warteliste gibt. Bei manchen dauert es zwei Wochen (College-Jungs und preiswerte Shopper von L.L. Bean), bei anderen drei Jahre (Männer mit Humor und Kroko-Birkin-Taschen von Hermès). Und selbst wenn man die vollen drei Jahre lang auf der Liste gestanden hat, kann es passieren, dass irgend so eine Zicke behauptet, mehr Anrecht auf das Teil zu haben und es dir vor der Nase wegschnappt. Jolene sagt immer, wenn du dir so ein richtig heißes Exemplar an Land gezogen hast, musst du es gut verstecken, sonst kommt deine beste Freundin und leiht

es sich aus, ohne zu fragen. Aber für sie kommt es vor allem darauf an, überhaupt einen Mann zu haben, denn ihre größte Sorge ist, ohne Typ irgendwie nackt auszusehen.

»... weshalb es vollkommen verständlich ist, dass man als Frau unter Umständen verschiedene Modelle von Verlobten ausprobieren muss, bis man das Gefundene hat, was wirklich zu einem passt«, lautete Jolene's Schlussfolgerung.

Vielleicht hatte ich Jolene Morgan völlig falsch eingeschätzt: Insgeheim hatte ich sie immer für eins der oberflächlichsten Mädels von ganz New York gehalten, aber was Beziehungen angeht, scheint sie unerwartet tiefgründig zu sein. Manchmal geht man zu einer Babyparty, von der man sich nichts weiter erwartet als ein Gespräch über die Vorteile eines geplanten Kaiserschnitts (man kann sich das Sternzeichen des Babys aussuchen), und am Schluss hat man eine ganze Menge über das Leben gelernt. Kaum war ich wieder zu Hause, schickte ich Julie eine E-Mail:

An: JulieBergdorf@attglobal.net

Von: Moi@moi.com

Re: Was ein Glück!

Komme gerade von Mimi's Babyparty. Darling, wo warst Du? Jolene, K.K. und Cari sind allesamt verlobt. Habe heute Nachmittag himmelweiten Unterschied festgestellt zwischen Chloé-Jeans-Glück und Verlobungsringglück. Ich meine, hast Du auch nur die leiseste Ahnung, was für einen atemberaubenden Teint man bekommt, wenn man verlobt ist?

\*

Julie Bergdorf ist meine beste Freundin, seit wir uns in dem Appartement kennen gelernt haben, das sie und ihre Mutter im Hotel *The Pierre* bewohnten, und zwar genau an der Ecke

Fifth und Sixty-first Street. Sie war damals elf – und schon Kaufhauserbin. Ihr Urgroßvater hat *Bergdorf Goodman* gegründet und eine Kette von Filialen in ganz Amerika eröffnet, weshalb Julie immer behauptet, sie habe mindestens 100 Millionen Dollar auf der Bank, »und keinen Cent mehr«. Als Teenager hatte Julie nach der Schule meist nichts Besseres zu tun, als bei Bergdorf auf Klautour zu gehen. Sie betrachtet Bergdorf eigentlich immer noch als ihre persönliche Kleiderkammer, obwohl sie schon vor Jahren einen Großteil davon an Neiman Marcus verkauft haben. Das Beste, was sie je gestohlen hat, war ein Fabergé-Ei, über und über mit Rubinen besetzt, aus dem Besitz von Katharina der Großen. Als Entschuldigung für ihr liebstes Kinderhobby brachte sie immer an, dass sie »die ganzen Sachen so schön fand. Ich meine, die Woolworth-Kinder waren echt übel dran, die mussten Kloreiniger klauen und so was, aber ich habe immer den Kram mitgehen lassen, der Stil hatte, wie Maßhandschuhe aus Ziegenleder.«

Julies Lieblingswörter sind *übel* und *Stil*. Einmal hat Julie gesagt, sie wünschte, es gäbe nichts Übles auf der Welt, und ich habe ihr geantwortet, wenn es nichts gäbe, was richtig übel ist, dann gäbe es auch nichts, was richtig Stil hat. Man braucht einfach den Übel-Faktor, als Gegengewicht. Sie: Oh, also so in dem Stil wie: Wenn es keine armen Leute gibt, dann gibt es auch keine reichen?, und ich darauf: Na ja, ich meinte eigentlich, wenn man immer glücklich wäre, woher wüsste man dann noch, dass man glücklich ist? Sie: Weil man eben immer glücklich wäre. Ich: Nein, man muss manchmal auch unglücklich sein, damit man weiß, was Glück bedeutet. Julie runzelte die Stirn und sagte: »Hast Du wieder den *New Yorker* gelesen?« Julie hält seriöse Medien wie die Zeitschrift *New Yorker* und den Sender *PBS* für abgrundtief böse und langweilig und ist der Meinung, alle sollten stattdessen lieber was Unterhaltsames wie *US Weekly* lesen und den *E! Entertainment Channel* gucken.

Unsere Mütter sind beide typische Vertreterinnen von Philadelphias weißer, protestantischer, englischstämmiger Oberschicht und waren in den Siebzigern die besten Freundinnen. Ich bin in England aufgewachsen, weil mein Vater Engländer ist und meine Mutter bis heute der Meinung ist, in England sei sowieso alles »besser«. Aber in England gibt es kaum Kaufhaus-erbinnen, und Mom war viel daran gelegen, dass ich eine als Freundin haben sollte. Julies Mutter wiederum war der Ansicht, ich könnte ihrer Tochter vielleicht ein paar Manieren beibringen. Also schickten sie uns Jahr für Jahr gemeinsam in ein Sommercamp in Connecticut. Natürlich ohne zu ahnen, dass wir schnurstracks den nächsten Zug zurück nach New York nahmen, sobald sie uns abgesetzt und sich selbst auf den Weg zum Familienanwesen der Bergdorfs in Nantucket gemacht hatten.

In New York angekommen, lümmelten Klein-Julie und ich im *The Pierre* rum und bestellten beim Zimmerservice die köstliche Spezialität des Hauses: heiße Orangenküchlein mit Schokosoße und Ahornsirup. Ich fand es viel lustiger, ein amerikanisches Gör in New York zu sein als in England. New Yorker Gören wie Julie wurden so was von verwöhnt, die bekamen Rollerblades und Schlittschuhe und Make-up und Gesichtsbearbeitungen. Und ihre Eltern glänzten durch wohlthuende Abwesenheit. Mit dreizehn kannte Julie Barneys, das New Yorker Nobelkaufhaus, nicht nur theoretisch in- und auswendig, sondern auch von Shoppingtouren vor Ort. Sie war damals schon eine Bergdorf-Blondine, obwohl wir von dem Phänomen noch gar nichts wussten.

Nach diesem ersten Sommer war ich, dank Julie, süchtig nach *Vogue* und MTV und kultivierte, zurück in England, meinen nunmehr verschärften amerikanischen Akzent, indem ich bis zum Abwinken *Die oberen Zehntausend* guckte. Mom flippte beinahe aus deswegen, und das konnte nur bedeuten, dass er wirklich überzeugend war.

Ich wollte nur eins: nach New York ziehen und mir Highlights machen lassen, die genauso toll aussahen wie die von Julie. Mit diesem Ziel vor Augen bekniete ich Mom und Dad, mich auf einem amerikanischen College studieren zu lassen. Bitte, erzählen Sie das keiner Menschenseele, aber die guten Noten, die ich für Princeton brauchte, habe ich vermutlich nur deshalb bekommen, weil ich mir bei Algebra und Latein und den Dichtern der Romantik immer die Sauerstoff-Gesichtsbehandlungen vorstellte, die in New York auf mich warteten. Als ich den Studienplatz in Princeton bekam, fiel meiner Mom nichts Besseres ein als: »Wie kannst du bloß England für Amerika verlassen? Wie *kommst* du nur auf diese Idee?«

Sie hatte offensichtlich noch nie was von Sauerstoff-Gesichtsbehandlungen gehört.

\*

Wie sich herausstellte, gab es einen guten Grund, weswegen Julie nicht bei Mimi war: Man hatte sie wegen Ladendiebstahls bei *Bergdorf Goodman* verhaftet. Etliche Leute riefen mich nachmittags an, um mir die Nachricht brühwarm mitzuteilen, aber als ich versuchte, Julie über ihr Handy zu erreichen, schaltete sich sofort die Mailbox ein. Das Ganze überraschte mich nicht sonderlich. Sie hatte mir zwar geschworen, sie hätte mit dem Klauen aufgehört, seit sie über ihr Treuhandvermögen verfügen durfte, aber wenn ihr mal fünf Minuten langweilig war, machte sie gleich wieder so einen Blödsinn. Trotzdem fing ich langsam an, mir Sorgen zu machen. Am Abend um kurz nach sieben meldete Julie sich endlich höchstpersönlich bei mir.

»Hey, buh! Ist echt witzig, die haben mich doch glatt verhaftet. Kannst du mich abholen? Und die Kautions bezahlen? Ich hab meinen Chauffeur losgeschickt, der holt dich gleich ab.«

Als ich eine Dreiviertelstunde später im Polizeirevier auf der East Forty-first Street ankam, saß Julie in dem gammeligem Wartebereich und sah einfach todschick aus. Wegen des kühlen Oktoberwetters trug sie eine hautenge weiße Kaschmirhose, eine lässige Fuchspelzjacke und dazu eine überdimensionale Sonnenbrille. Für ihre gerade mal Mitte zwanzig war sie viel zu sehr auf Grande Dame gestylt, aber so sind sie eben, die Park-Avenue-Prinzessinnen, und zwar durch die Bank. Ein Polizist reichte ihr gerade mit bewunderndem Blick einen Caffelatte von *Starbucks*, den er offensichtlich extra für sie geholt hatte. Ich setzte mich neben sie auf die Bank.

»Julie, du bist komplett durchgeknallt«, sagte ich. »Warum hast du wieder angefangen zu klauen?«

»Blöde Frage! Ich wollte eben unbedingt so eine Birkin-Tasche von Hermès haben, du weißt schon, die neue aus Straußenleder in Babyrosa mit den weißen Ziernähten. Ich war so deprimiert ohne sie«, erklärte sie, ganz gespielte Unschuld.

»Und warum hast du sie nicht einfach gekauft? Das sind doch Peanuts für dich.«

»Eine Birkin kann man nicht ›einfach kaufen‹! Dafür steht man drei Jahre auf der Warteliste, außer du bist Renée Zellweger, und selbst dann kann es sein, dass du in die Röhre guckst. Ich stehe schon auf der Warteliste für die babyblaue aus Wildleder, und das macht mich kirre.«

»Aber, Julie, das ist *Diebstahl*, und dabei beklautest du dich auch noch selbst.«

»Hat doch was, oder?«

»Du musst damit aufhören. Das steht morgen in allen Zeitungen.«

»Ist doch cool, oder?«

Julie und ich saßen bestimmt eine Stunde lang da rum, ehe ihr Anwalt auftauchte und uns mitteilte, die Polizei würde die Anzeige nicht weiter verfolgen. Er hatte ihnen erzählt, Julie

hätte selbstverständlich beabsichtigt, die Ware auch zu bezahlen, nur schicke man ihr die Rechnung normalerweise immer ins Haus. Das Ganze sei ganz einfach ein peinliches Missverständnis.

Julie amüsierte sich köstlich über diese kleine Episode. Nur widerstrebend schien sie an diesem Abend das Polizeirevier zu verlassen. Sie hatte die Aufmerksamkeit, die sie bei den Polizisten erregt hatte, sichtlich genossen. Sie hatte Detective Owen – der vom Moment ihrer Festnahme an offenkundig bis über beide Ohren in sie verliebt war – dermaßen um den Finger gewickelt, dass er ihr erlaubt hatte, Friseur und Visagisten anzurufen, bevor das Polizeifoto gemacht wurde. Vermutlich hatte sie Recht, wenn sie die Sache wie ein Modelfoto anging. Ich meine, so ein Bild könnte glatt in die Annalen der Geschichte eingehen.

Die Medien überschlugen sich beinahe wegen Julies Verhaftung. Als sie am nächsten Morgen das *The Pierre* verließ (wo ihr Daddy ihr großzügigerweise das andere Eckappartement gekauft hatte), um ins Fitness-Studio zu gehen, sah sie sich einer Horde von Fotografen gegenüber. Julie rannte wieder nach drinnen, rief mich an und krakeelte: »O mein Gott! Die sind alle da draußen! Paparazzi, Presse, und sie haben Fotos von mir gemacht! Igitt! Ich krieg die Krise.«

Julie heulte hysterisch, aber das tut sie ständig, weshalb niemand sich zu dramatischen Aktionen genötigt sah, wie einen Notruf abzusetzen oder so. Ich sagte ihr, es würde sich sowieso niemand die Fotos ansehen, und am nächsten Tag wusste bestimmt keiner mehr, was überhaupt passiert war. Es war wirklich kein Weltuntergang, wenn sie in allen Zeitungen zu sehen sein würde.

»Mich stört nicht die Tatsache, dass ich in die Zeitungen komme«, jammerte sie, »mich stört, dass sie mich in einer Jogginghose geknipst haben! Ich kann mich doch nie wieder in

der Gegend hier blicken lassen! Würdest Du bitte rüberkommen?»

Manchmal, wenn Julie solche Sachen sagt, dann denke ich, sie kann echt froh sein, dass sie meine beste Freundin ist, denn wenn sie das nicht wäre, fiel sie für mich eher in die Kategorie *blöde Zicke*.

Als ich in Julies Appartement ankam, schickte ihre Haushälterin mich gleich zu ihr. Haar- und Make-up-Spezialisten standen, vor Schreck verstummt, Gewehr bei Fuß im Schlafzimmer, das in einem blassen Jade-Ton gestrichen ist, Julies Lieblingsfarbe. Zwei antike chinesische Perlmutter-Truhen flankieren den Kamin. Das gepolsterte antike Bett mit hohem Kopf- und Fußteil ist ein Erbstück von Julies Großmutter. Es muss immer frisch bezogen sein, mit Bettwäsche, auf die ihr Monogramm mit Seide in zartem Pistaziengrün eingestickt ist, sonst setzt Julie keinen Fuß hinein. Ich entdeckte Julie schließlich im Ankleidezimmer, wo sie mit hochrotem Gesicht hektisch ihre Schränke durchforstete. Der Riesenberg Klamotten, der bereits auf dem dicken weißen Teppich lag, wuchs nur deshalb nicht noch weiter an, weil das Dienstmädchen so schnell wie möglich alles wieder wegräumte, was Julie von der Stange riss und auf den Haufen schleuderte. Schließlich kramte sie ein dezentes schwarzes Chanel-Kleid von ihrer Mutter, Schuhe mit zierlichem, geschwungenem Absatz und eine gigantische Sonnenbrille hervor. Sie machte mal wieder total auf Carolyn Bessette Kennedy, wie gewöhnlich. Eine Stunde später, aufgedonnert bis zur Unkenntlichkeit, schlenderte sie aus dem *The Pierre*, ein selbstsicheres Lächeln auf den Lippen, und gab der wartenden Presse ein Interview, in dem sie das »Missverständnis« klarstellte.

Am nächsten Sonntag brachte die *New York Times* auf der Titelseite ihres Modeteils ein super-glamouröses Foto von Julie mit der Schlagzeile BERGDORF-BLONDINE – SCHÖN UND UN-

SCHULDIG, und dazu einen Artikel von einem der *Times*-Modekritiker. Julie war hin und weg. Und ihr Dad ebenfalls. Sie rief mich am Montag darauf an und teilte mir mit, er hätte ihr ein antikes Armband geschickt mit einem Kärtchen, auf dem stand: »Danke, mein süßes Töchterlein. D.«

»Er hat sich darüber *gefremt*?«

»Ich bin ja so glücklich«, sagte Julie. »Ich war bei Dad noch nie so gut angeschrieben wie jetzt. Der ganze Rummel um die Kaufhauserbin, die klaut wie ein Rabe, das ist doch die beste PR für den Laden. Die Verkaufszahlen sind in den Himmel geschossen, besonders die von den Sonnenbrillen, wie ich eine aufhatte. Er hat dem Vorstand vorgeschlagen, mich zur Marketing-Managerin zu ernennen. Ich hoffe bloß, dass ich da nicht richtig arbeiten muss.«

Danach konnte Julie nirgendwo mehr hingehen, ohne fotografiert zu werden. Was, wie sie sagte, nur dazu diente, Bergdorf noch bekannter zu machen – und sie gleich mit dazu. Ihrer Ansicht nach war die Publicity gut für ihr Selbstvertrauen und half ihr, mit ihren ›Themen‹ zurechtzukommen – ›Themen‹ ist der Modeausdruck für die Sorte von psychischen Problemen, unter denen die Leute in New York und Los Angeles leiden.

Ein ›Thema‹ von Julie war die Empfangsdame vom *Bliss Spa*, die ihr für Vitamin-C-Injektionen nie einen Termin bei Simonetta, der Top-Visagistin, gab. Die Ärzte ermuntern sie dazu, sich mit ihren »Kindheitsthemen« auseinander zu setzen, und es »schmerzt sie zutiefst«, dass ihre Eltern sie jede Weihnachten in der Business Class nach Gstaad einfliegen ließen, wo doch alle anderen Kinder Erster Klasse reisen durften. Selbstredend hat sie einen ganzen Katalog von »Ernährungsthemen«, und einmal hatte sie Dr. Perricones Anti-Falten-Diät befolgt, was dazu führte, dass »Kartoffeln und Weizen für sie ein Thema wurden«. Ein Thema für sie ist, dass sie zu viel

Geld hat, ein weiteres, dass sie nicht so viel Geld hat wie einige andere Park-Avenue-Prinzessinnen. Außerdem ist sie eine weiße, englischstämmige Jüdin aus der Oberschicht, aber das ist kein Thema mehr, seit ihr zugelassener Psychologe ihr geraten hat, Gwyneth Paltrow hätte ebenfalls unter diesem Syndrom gelitten, als Produkt eines jüdischen Vaters und einer englischstämmigen Mutter. Nachdem dieses Thema vom Tisch war, musste Julie sich mit dem Thema auseinandersetzen, dass ihr Psychologe ihr 250 Dollar in Rechnung gestellt hatte – für eine Information, die sie zum Preis von 3,50 Dollar aus der *Vanity Fair* hätte bekommen können. Denn das, so sickerte durch, war die Quelle, aus der der Psychologe sein Wissen über Gwyneth Paltrows ethnische Wurzeln bezogen hatte. Wenn irgendjemand anderer Meinung ist als Julie, dann ist das ein Thema, und wenn Julie anderer Meinung ist als ihr Seelenklempner, dann deshalb, weil seine Themen die echt dicken Klöppe sind.

Als ich Julie einmal damit kam, sie könne vielleicht irgendwann mit ihren ganzen Themen abschließen, erwiderte sie: »O Gott, ich hoffe nicht. Wie langweilig, wenn ich bloß reich wäre und nicht auch noch völlig verkorkst deswegen.« Ohne ihre Themen, sagte sie, »wäre ich eine persönlichkeitsfreie Zone«.

Zum Glück ist es in New York *très chic*, neurotisch zu sein, weswegen Julie und ich auch so perfekt hierher passen.

\*

Man kann sich Julies Reaktion auf meine E-Mail bezüglich des himmelweiten Unterschieds zwischen unserem Chloé-Jeans-Glück und Jolenes und K. K.s und Caris Verlobungsglück vorstellen. Ein paar Tage später brunchten wir bei Joe's, einem super-ungesunden Diner an der Ecke Sullivan und Houston. Julie war komplett overdressed mit diesem winzigen neuen

Nerzjäckchen von Mendel, nach dem alle ganz verrückt sind. Aber Park-Avenue-Prinzessinnen sind grundsätzlich bei allen Anlässen overdressed, selbst wenn sie sich eine Pizza ins Haus liefern lassen. Ich würde das auch machen, wenn ich jede Woche so viele neue Klamotten hätte. Sie sonnte sich im Triumph ihrer Ladendiebstahl-Episode und verzog angewidert das Gesicht, als ich sie an Mimis Babyparty erinnerte.

»Versuchst du gerade, mir ein neues Thema einzureden? Irks! Wie kannst du nur! Das ist so was von daneben!« Sie drückte sich ein paar Tränchen aus den Augen.

»Wie kann ich was?«, fragte ich und goss Ahornsirup auf meinen kleinen feinen Pfannkuchen.

»Na, mir den ganzen Kram mailen, dass alle einen Verlobten haben, bloß ich nicht. Das ist so unfair. Ich bin glücklich, aber ich bin nicht *übergücklich* wie K. K. und Jolene. Dafür muss man verliebt sein.«

»Man muss nicht verliebt sein, um glücklich zu sein«, widersprach ich.

»Das denkst du bloß, weil du noch nie verliebt warst. Gott, ich fühle mich so unglücklich und so un-*chic*! Ich habe gehört, sie sehen alle umwerfend aus, jetzt, wo sie verlobt sind.«

Themen und Dramen hin, Klamotten und Vitamin-C-Spritzen her – letztlich ist Julie eine hoffnungslose Romantikerin. Sie behauptet, schon mehr als 54-mal verliebt gewesen zu sein. Sie hat früh angefangen – mit sieben hatte sie ihren ersten Freund –, »aber das war, bevor die Oralsex-Epidemie um sich gegriffen hat«, wie sie immer betont. Sie glaubt allen Ernstes an das, was sie in Liebesliedern immer singt. Sie glaubt wirklich, dass die Liebe einen auf mächtigen Schwingen hoch hinausträgt, und sie ist doch tatsächlich auf die bescheuerte Idee der Beatles reingefallen, die behaupteten, man brauche nichts weiter als Liebe. Die meisten ihrer Probleme in Liebesdingen hat Dolly Parton zu verantworten, die Julie mit ihrem